



US-Limousinen: Reste von Pracht im surreal vegetierenden Sozialismus

FOTOS: M. ZUCHT / DER SPIEGEL

der, mit Eisen an ihre Betten gekettet; kotverkrustete Menschengesichter, sich kraftlos an Gitterstäbe klammernd.

Der Idealismus der frühen Jahre lebt hier fort. Kein Luxus war den siegreichen Revolutionären zu verschwenderisch, um aus dieser Hölle eine Insel der Seligen zu machen. 2200 Angestellte – Ärzte, Therapeuten, Pädagogen, Köche, Entertainer – kümmern sich in dem blitzsauberen Gelände um knapp 3000 Geistesranke. Der Direktor ist ein alter Comandante mit schwarzgefärbtem Vollbart und weißem Cowboyhut, dem Fidel keinen Wunsch abschlagen kann.

Und doch zeigt gerade dieses Juwel des kubanischen Wohlfahrtsstaates, wie verzweifelt (und manchmal verzweifelt komisch) die gestrandete Revolution ihre Schaustücke zu bewahren sucht.

Auf dem Patio ertönt Orchestermusik. „Rhapsody in Blue“ will das wohl sein, klingt aber erheblich schräger. Ein Kapellmeister und mehrere Dutzend Musikanten veranstalten dreimal in der Woche ein Freiluftkonzert. Neben Gershwins Paradestück bringen sie diesmal eine spanische Zarzuela-Ouvertüre, gleichfalls mit haarsträubenden Mißtönen.

Entgegen dem ersten Eindruck handelt es sich jedoch nicht um eine Darbietung von Anstaltsinsassen. Die Ausführenden sind Festangestellte, sind Musiker von Beruf. Das Irrenhaus ist ihr ständiger und einziger Arbeitsplatz. Das Orchester des Psychiatrischen Hospitals von Havanna verfügt über 79 hauptberufliche Instrumentalisten und über 2 Dirigenten – ein Aufgebot, von dem viele deutsche Stadttheater nur träumen können.

Nun gut, Baßuba und Posaunen zeigen keinen Messingglanz, das Holz der Fagotte und Klarinetten wirkt verschimmelt, doch wen schert das? Ein Dutzend Patienten allenfalls hört dem wurstigen Getöse teilnahmslos zu. Ein einziger Geisteskranker zeigt Wirkung: Er begleitet jedes Stück, indem er Rumba tanzt. „Unser Stammgast“, erläutert der Dirigent.

Der Monatslohn der 79 Musiker liegt bei 300 Pesos, weit über dem kubanischen Durchschnitt. Sie haben sich im Lauf der Jahrzehnte so sehr an ihr unkritisches Publikum gewöhnt, daß sie wohl selbst nicht mehr wissen, wie die Stücke wirklich klingen sollten, die sie spielen. Die Vorstellung, daß sich Kuba den Luxus eines Irrenhaus-Orchesters vielleicht nicht mehr leisten kann, ist fremd und erschreckend. „Fidel würde unsere Abschaffung niemals zulassen“, bemerkt ein Oboist tonlos.

Auch die Kranken werden eingespannt in das Täuschungsritual. In der „Malklasse“ harren Dutzende von Patienten ewig auf Bänken aus, obwohl sie weder Leinwand noch Papier, weder Pinsel noch Stifte haben. Ein einziger zeichnet für alle eine Heldenskizze des jungen Fidel. In der „Maniküre“ wird das Lackieren

Rentner der Revolution

Carlos Widmann über das Durchhaltevermögen des Comandante Fidel Castro und die Überlebenskünste seines Volkes

Die Schizophrene im weißen Abendkleid schmettert schon wieder das Ave Maria. Ihre Stimme hat Volumen wie für ein Opernhaus, doch ihr Gesang ist beklemmend: laut und schrill und mechanisch, ohne eine Spur von Gefühl. Der etwas tatterige Klavierbegleiter hingegen, gleichfalls ein Geisteskranker, spielt gediegenen Schubert.

Die Darbringungen der Patienten erfolgen auf Kommando, unter präziser Regie. In zehn Minuten, wenn die nächste Delegation eintrifft, wird die korpulente Blondine in Weiß abermals auf die Bühne schweben und mit puppenhaften Armbewegungen erneut ihr Ave Maria zu Gehör bringen. Und pünktlich zur Ankunft französischer Ärzte wird im Turnsaal nebenan eine Gruppe geistig Behinderter die graziösen Körperübungen nachzuahmen suchen, die von einer

Tänzerin des kubanischen Nationalballets vorgeführt werden.

Das rostige Uhrwerk tickt also noch. Im bekanntesten Irrenhaus des amerikanischen Kontinents, dem Hospital Psiquiátrico de La Habana, kann sozialistische Menschenfürsorge weiterhin als heile Welt präsentiert werden. Die Riesenklinik ist eine frühe Errungenschaft der kubanischen Revolution, die auch nach 37 Jahren nicht angetastet werden darf – nicht einmal nach Kubas wirtschaftlichem Absturz, der vom Untergang des Sowjetreichs bewirkt wurde.

Das Hospital de Dementes, errichtet im 19. Jahrhundert von den spanischen Kolonialherren, hatte Anfang 1959 noch über 6000 Insassen. Es wurde von Fidel Castro kurz nach seinem Einmarsch in Havanna „Dantes Inferno“ getauft. Vergilbe Fotos belegen, warum: nackte Kin-



Verrottende Bauten im Herzen der Hauptstadt: Jeden Tag stürzen durchschnittlich anderthalb Gebäude ein

der Nägel nur gemimt; die gepflegten Hände der Herzeigepatientin tragen einen Lack von ganz anderer Farbe als der des vorhandenen Fläschchens.

Und was als „Beschäftigungstherapie“ firmiert, ist unwürdiges Theater mit chemisch beruhigten Kranken, die nur still herumhocken können. Dort aber, wo wirklich gearbeitet wird – bei der Blumenzucht – sieht die Insel der Seligen ungünstig aus: Harkende Patienten, barfuß und in Lumpen, werden angeschauzt und eingeschüchtert.

Dennoch hat das Irrenhaus besonderen Reiz: Das Essen ist ausreichend. Spenden der EU füllen das Lagerhaus des Psiquiátrico, das – wie so viele Kliniken Kubas – ohne Hilfe aus dem Westen längst

versunken wäre. „Viele, die als geheilt entlassen werden, wollen schon bald wieder zu uns zurück“, erzählt stolz der Psychiater Rolando Marín. Ein zweischneidiges Selbstlob: Ob geheilt oder nicht, die Entlassenen sehnen sich nicht nur nach Ruhe und Mahlzeiten, sondern auch nach Zuflucht vor größerer Verirrung.

Das wahre Panoptikum liegt ja „draußen“, im Alltag, in der grandios verrotteten, überquellenden Millionenstadt Havanna. Gibt es nur zwei Millionen Einwohner (die amtliche Zahl) oder doch eher drei Millionen in dieser weitläufigen, vielschichtigen und geheimnisvollen Metropole, die einmal die Perle der Karibik genannt wurde?

Kein Tag vergeht in Kubas Hauptstadt, ohne daß (im Durchschnitt) anderthalb Gebäude einstürzen. Seit Jahrzehnten sickert in der Regenzeit – durch Dächer, die nie erneuert und selten geflickt wurden – die Nässe in morsche Balken und bröckelnde Gipsdecken ein. Sie frißt sich durch Verputz und Gemäuer, durch Treppenhäuser und Fahrstuhlschächte. Im Treibhausdampf des Tropensommers züchtet sie immer neue Schichten von Moder und Schimmelpilz und Fäulnis, bis irgendwann, nach dem Gesetz des Zufalls, Gebäude jeder Größe ohne Vorwarnung zusammenkrachen.

Kein Häuserblock ohne Ruinen, kein Straßenzug ohne Schutthaufen. Doch daran allein kann es nicht liegen, daß Hannas Wohnungen und Familienhäuser doppelt und dreifach belegt erscheinen: wabenartig ausgebaut, bizarr mit Sperrholzverschlängen untergliedert, waagrecht halbiert, senkrecht gevierteilt – Dusche in der Küche, Kloschüssel auf dem Korridor, Matratze unterm Treppenaufgang. Gleich hinterm Parlamentsgebäude, das stark dem Kongreß in Washington ähnelt, sonnen sich auf den Terrassen Männer in Unterhosen, halbnackte Frauen, nackte Kinder. „Palästinenser“, bemerkt mit mildem Lächeln ein selbsternannter Fremdenführer. Die Zuwanderer aus Kubas Landesinnerem stammen meist aus der armen Provinz Oriente (daher der Spottname), und ihre Bauernart wird von den Habaneros wenig geschätzt.

„Palestinos!“ ruft auch der Junge im vierten Stock, der dem Fremden die Türen zu den winzigen Kammern zeigt, in denen ganze Familien hausen. Palestinos, oftmals Obdachlose, klettern nachts



Irrenhaus-Orchester, tanzender Patient: Menschenfürsorge als heile Welt

wie Katzen über die Dächer der Halbrünnen, dringen in Wohnungen ein, stehlen Kleidung, Schuhe und Brot für den Eigenbedarf oder den Schwarzmarkt. Nach Einbruch der Dunkelheit begleiten die Gastgeber ihre ausländischen Freunde auf langen Märschen, bis ein Taxi gefunden ist, „sonst wirst du hier ausgeraubt“. In einigen Vierteln herrscht eine Anarchie, die schon postsowjetisch anmutet.

Über ein Drittel der Einwohner Havannas sollen aus Palestinos bestehen. Die Flucht aus der Provinz – und aus der Produktion – ist illegal, aber kaum unter Kontrolle zu bringen; die Zuckerernte vom letzten Jahr war die magerste seit 1943. „Me gusta más La Habana“, erklärt beschwingt ein etwas abgerissener Jüngling, der (wie so viele) Zigarren gegen Dollar bietet. Der quirlig riskante Existenzkampf in der Hauptstadt ist ihm lieber als das öde, karge, gesicherte Leben auf dem Land.

Selbst auf Besucher aus Europa übt die verwesende Großstadt ihre Sogwirkung aus. In alten Arbeitervierteln wie Regla oder Parra, wo die Mehrheit der Männer unbeschäftigt ist und doch noch Gehalt bezieht (vier Fünftel der Industrie liegen brach), ist in stromlosen Nächten eine lauernde Spannung fühlbar. Sie verspricht Gewalt, entläßt sich vorerst aber lieber bei wilden Voodoo-Feiern.

Habana Vieja, der kostbare Altstadt-kern aus dem 17. Jahrhundert, ist touristisch erschlossen (oder verseucht) und dürfte mit Unesco-Hilfe erhalten bleiben. Doch faszinierender wirkt Havanna dort, wo es an Kalkutta erinnert und kaum mehr zu retten ist – in der verfallenden, noch erkennbaren Pracht aus der Belle Epoque und der Zwischenkriegszeit. Selbst im surreal vegetierenden Sozialismus der neunziger Jahre ist erkennbar, welch eine reiche Stadt dies gewesen ist;

„Havanna war wie New York – eine Stadt, die niemals schlief“

ältere Kubaner aus dem Bildungsbürgertum, wie Monseñor Carlos Manuel de Céspedes, kommen darüber ins Schwärmen.

„Als Studenten haben wir Rom oder Madrid oder Mexiko-Stadt langweilig gefunden“, erzählt der hochrangige Kirchenmann, Jahrgang 1925. „Havanna war wie New York – eine Metropole, die niemals schlief, erregend, kosmopolitisch.“ Es gab bis in die fünfziger Jahre ja nicht nur die Nachtclubs, die Spielhöhlen und die amerikanischen Gangster, an die das Regime nicht müde wird zu erinnern, sondern auch ein Kulturleben von Weltstadtformat.

Die heute verdreckten Arkaden der Innenstadt waren voller Cafés. Vor dem längst gesperrten Gebäude mit der In-

schrift „La Moderna Poesía“ drängten sich die Intellektuellen, um die neueste Ausgabe von Sartres *Les Temps Modernes* oder das *Times Literary Supplement* zu ergattern.

Heute überleben hier zwei kümmerliche Staatsläden, in denen selbst die Werke von Carlos Marx und Federico Engels nur gegen Dollar zu haben sind. Es gibt kein Papier für Bücher in nennenswerter Auflage. Eine Kostbarkeit aber wird geboten: Über einem Buchumschlag, der die stillende Brust einer Mutter zeigt, steht die Weisheit des Máximo Líder Fidel Castro: „Die Frau ist die Werkstatt der Natur, in der das Leben geschaffen wird.“ Machismo-Leninismo?

Hinter verrammelten Fenstern und versiegelten Türen verrotten prächtige alte

auf Batista (1957); in Fidels Guerrillakrieg (1956 bis 1958); beim Kampf gegen die Invasoren in der Schweinebucht (1961); beim Einsatz für revolutionäre Brüder in Afrika und Lateinamerika.

Die 120 an diesem Tag erschienenen Helden nehmen dankbar ihre Marschverpflegung in Empfang. Offiziell sind sie gekommen, um einen anderen Helden zu ehren: den Mulatten und Rebellengeneral Antonio Maceo, genannt „Der Titan aus Bronze“, der vor 99 Jahren im Befreiungskrieg gegen die Spanier gefallen ist. Fidel hat es genial verstanden, beide Epochen zu verbinden und die Heroen von einst im Bewußtsein der Nation zu seinen Vorläufern zu machen.

In der amtlichen Ikonographie aus Gipsbüsten und Reiterstandbildern –



Ordensgeschmückte Revolutionsveteranen: Freßpakete für die Helden

Theater – Zeugen eines Kulturlebens, das nur noch in der Erinnerung existiert. Wer kann sich heute vorstellen, daß die New Yorker „Met“ fast jeden Winter hier gastierte oder daß Havannas Symphonieorchester von einem weltberühmten Maestro wie Erich Kleiber geprägt wurde? Erst die Revolution hat Kuba kulturell den Anschluß an die Dritte Welt beschert – eine Selbstverstümmelung, die nicht einmal in der jetzigen Misere nötig wäre. Eine Wiederentdeckung des vorrevolutionären Erbes ist immerhin im Gange.

Inzwischen selbst museumsreif, betreibt die Revolution seit Jahrzehnten ein eigenes Museum: An diesem Morgen werden im früheren Präsidentenpalais, wo zuletzt der Diktator Fulgencio Batista herrschte, 120 Freßpakete an alte Kämpfer und Kämpferinnen verteilt. Einige tragen Uniform, andere nur Orden; die meisten sind nicht viel jünger als Fidel Castro, und alle sind Helden.

Kuba hat Überfluß an lebenden Helden. Sie wurden hervorgebracht von La Revolución: beim Sturm auf die Moncada-Kaserne (1953); beim gescheiterten Attentat

dem breitgestreuten Walhall dieses Regimes, das einen nimmermüden Totenkult betreibt – stehen Verehrungsfiguren aus zwei Jahrhunderten Seite an Seite. Der Schriftsteller und Freiheitskämpfer José Martí, genannt „Der Apostel“, ist der oberste Held des 19. Jahrhunderts; Ché Guevara, genannt „Der heroische Guerrillero“, ist die Hauptikone des 20. Aber Helden gibt es erheblich mehr, und bei der Vielzahl geraten schon einmal die Proportionen durcheinander: Opfer der gewiß brutalen Polizei Fulgencio Batistas stehen gleichrangig neben Vorkämpfern der Unabhängigkeit, die sich gegen eine viertel Million spanischer Kolonial-soldaten erhoben hatten.

„Für diese Veteranen würde eine Welt einstürzen, sollte all das auf einmal nicht mehr stimmen“, kommentiert ein altansässiger Ausländer die Feier im Revolutionsmuseum. Zwar hat vom ersten Trupp der Guerrilleros, die Castro 1956 in die Sierra Maestra gefolgt sind, nur ein einziger heute noch reale Macht: Fidels Bruder und Stellvertreter Raúl, wogegen die übrigen „Comandantes históricos“

ein Rentnerdasein führen. Zwei Generationen von Helden und Unterhelden aber empfinden sich als Rückgrat der Revolution und der Nation.

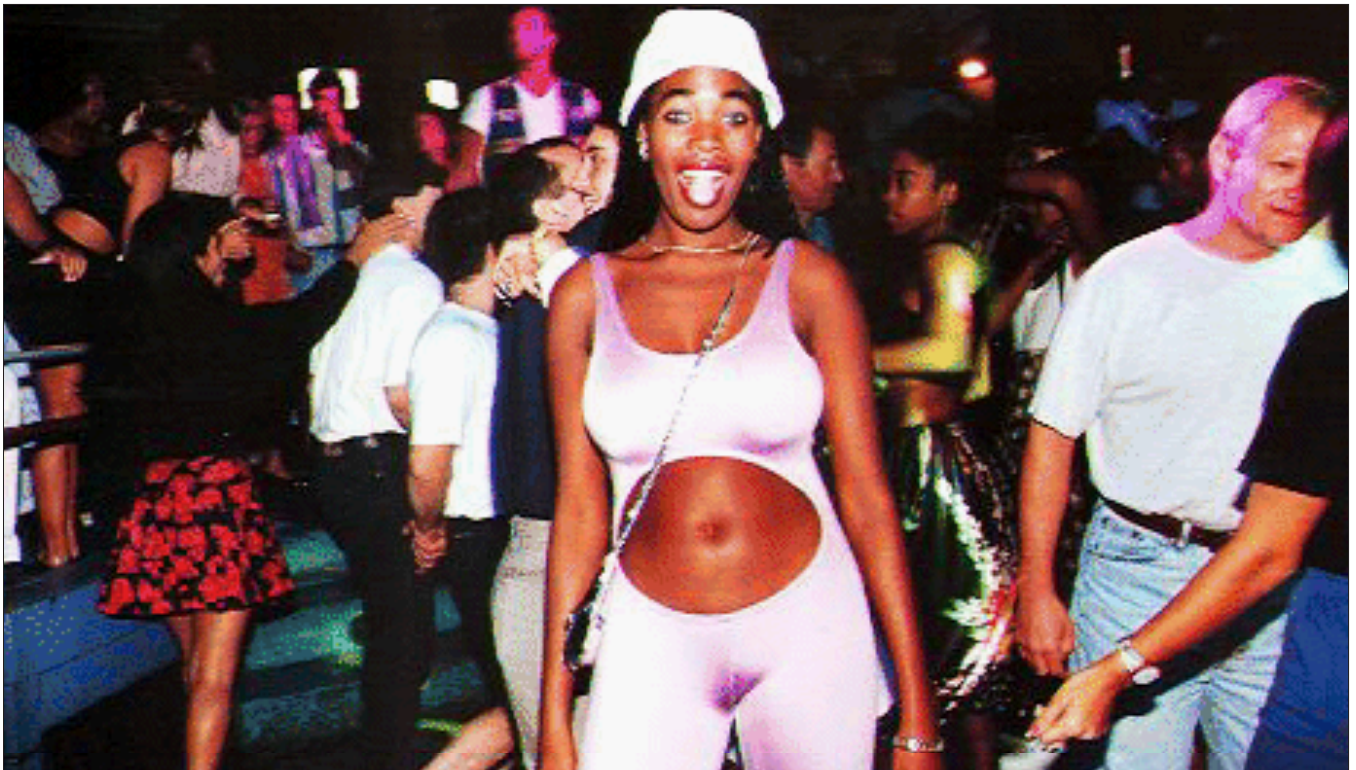
Aleidita ist eine Heldin des neueren Typs. Die junge, zupackende Ärztin in Havannas größter Kinderklinik führt den Ehrentitel „Internationalistin“ und verkörpert somit das nationale Sendungsbeußtsein. Ihr Medizinstudium hat Aleidita während des Einsatzes in Nicaragua abgeschlossen, und zwei Jahre lang arbeitete sie unter schrecklichen Bedingungen in Angola, „wo uns jeden Tag so viele Kinder wegstarben, die in Kuba natürlich überlebt hätten“.

Gründe nur die Trauer meiner Mutter mitempfunden.“ Jetzt, da Ché ihr näher ist, findet Aleida es unerträglich, daß die Überreste des Revolutionärs eines Tages in Bolivien für eine Art Heiligenschein mißbraucht werden könnten.

Der Präsident der Nationalbank Kubas unterschrieb 1959 die neuen Peso-Scheine mit seinem Spitznamen: „Ché“. Ernesto Guevara wollte damit seine Gering-schätzung des Geldes zum Ausdruck bringen, das er abschaffen wollte, weil es den Menschen zur Ware mache. Heute hat Kuba gleich zwei legale Währungen – den fast wertlosen Peso und den triumphierenden Dollar. Kubaner dürfen

Schwarzmann vorfand. Sein Wutausbruch über das, was er als Erniedrigung des Menschen vor zahlendem Publikum empfand, hätte den Porno-Impresario fast vor ein Standgericht gebracht.

Für Aleiditas Seelenheil ist es ganz gut, daß sie keine Dollar verdient und keines der Luxusrestaurants von Havanna besuchen kann. Ausländische Geschäftsmänner in weißen Guayabera-Hemden speisen spätabends mit ihren jungen, gelangweilten Mätressen; Kuba wird wieder gerühmt dafür, die zugänglichsten Frauen des Kontinents zu haben. Wie in vorrevolutionärer Zeit schlängelt sich eine Sängerin durch die Tischreihen,



Dollar-Diskotheek in Varadero, kubanische Prostituierte: „Die Frau ist die Werkstatt der Natur“

Bevor ihr Vater, als sie noch sehr klein war, 1966 das Land verließ zu einer Reise ohne Wiederkehr, hatte er seinen fünf Kindern geschrieben: „Seid vor allem immer fähig, jede Ungerechtigkeit gegen jeden Menschen an jedem Ort der Welt im Innersten zu fühlen. Das ist die schönste Eigenschaft eines Revolutionärs.“ Dr. med. Aleida Guevara March, heute 34, würde diese Maxime aus Bescheidenheit wohl kaum über die Lippen bringen. Aber sie hat stets versucht, ihr Leben am moralischen Anspruch des Vaters zu orientieren.

Die Nachricht, daß in Bolivien der Leichnam von Ernesto Guevara ausfindig gemacht werden soll, läßt Aleidita keine Ruhe. „Der Verlust meines Vaters hat mich erst spät, in den letzten Jahren, als Erwachsene getroffen“, sagt die lebhafteste Frau in ihrer kumpelhaften Art. „Als Kind habe ich zwar geweint, aber im

Dollar besitzen, Dollarkonten eröffnen. Die solches vermögen, erheben sich ein gutes Stück über gewöhnliche Sterbliche.

Aleidita Guevara hat zwar weiterhin „Vertrauen in das System“, wie sie es ausdrückt, „aber das Schönste an unserer Revolution war immer die Gleichheit“. Die wird nun (das aber sagt sie nicht) immer mehr zur Fiktion. Wo Schulkinder jeden Morgen fromme Sprüche mit dem Refrain: „Damit wir werden wie Ché!“ deklamieren, müßten eigentlich Dollar-Seligkeit und Prostitution provozierend wirken, als Verrat am Ideal.

„Daß junge Kubanerinnen ihre Körper verkaufen, ist bitter für uns alle“, bekennt Aleida, und aus ihrem Gesicht verschwindet der Ausdruck belustigter Neugier, den sie wohl vom Vater geerbt hat. Aleida weiß, wie Ché kurz nach dem Sieg der Revolution reagierte, als er in Havanna das „Teatro Shanghai“ eines Señor

und die Combo spielt jede gewünschte Melodie. Am beliebtesten scheint in diesem Milieu das getragene, wehmütige Ché-Guevara-Lied zu sein, das nach dem Tod des Revolutionärs komponiert wurde: „Hasta siempre, Comandante.“

Warum bedient sich das Regime weiterhin des gefallenen Helden? Die Ikone Guevara steht doch für eine Asketenmoral, die von den meisten Kubanern kaum vermißt wird – für eine Sauberkeit, die Ché auch über Fidel hinaushebt. Doch er ist immer noch wirksam als Symbol des Widerstands gegen die USA und ihr verschärftes Wirtschaftsembargo, wie auch als verkörperte Durchhalteparole: den Gürtel enger schnallen mit Ché.

Seine Tochter Aleidita, deren Kinder den Staatschef Kubas als „abuelo Fidel“ (Opa Fidel) anzureden gewöhnt sind, bringt ihre Kritik an den Verhältnissen linientreu zum Ausdruck: Castro sei



Guevara-Tochter Aleidita
„Das Schönste war die Gleichheit“

„durch die Weltlage“ gezwungen, „Elemente des Kapitalismus“ zu übernehmen, aber nur, um den Sozialismus zu retten. Glatt pariert sie jede Frage zur Revolutionsmüdigkeit im Hause Guevara – etwa über ihren Neffen Canek, einen Enkel des Ché: „Ich glaube, der dürfte inzwischen nach Mexiko gezogen sein.“

Canek Sánchez Guevara ist mit seinen 22 Jahren der jüngste unter den Ketzern der Familie – als englisch singender Rockmusiker und ungenierter Regimekritiker sah er kaum noch eine Zukunft auf der Insel. Einer der Songs von Canek karikiert das Machtmonopol und die Propaganda der Nazis unter Hitler: eine Anspielung, die von Kubas Kulturbeamten partout nicht geschätzt wurde; auch nicht von seiner Tante Aleidita.

Denn die hat sich Optimismus verordnet: „Vor drei Jahren waren wir am Ende, weißt du, da habe sogar ich schon geglaubt, Kuba sei erledigt. Aber wir standen es durch, wir wissen jetzt, daß wir das Schlimmste hinter uns haben.“ Nur liegt der Ruin der Sowjetunion, der den Wirtschaftssatelliten Kuba in den Kollaps trieb, vielen Getreuen Castros weiterhin als Trauma und Alptraum auf der Seele. „Es war, als ob jemand die Sonne abgeschaltet hätte“, bemerkt schauernd eine Dame vom Außenministerium.

Ihr Chef Jorge Bolaños, stellvertretender Außenminister, zieht düstere Bilanz: „Wir verbrauchten früher 13 Millionen Tonnen Rohöl im Jahr; jetzt sind es knapp 5 Millionen. Unser Sozialprodukt ist in zwei Jahren um 35 Prozent gefallen.“ Aber konnten die Kubaner das Debakel nicht voraussehen? Haben sie in den achtziger Jahren die Entwicklung im Ostblock verschlafen?

„Das ist richtig“, antwortet Bolaños, verblüffend selbstkritisch. „Wir waren in der Ära Reagan/Bush von der Rhetorik der Amerikaner wie hypnotisiert. Zwar glaubten wir nicht an eine Invasion, fürchteten aber einen ‚Gaddafi-Schlag‘: Luftangriffe, wie Reagan sie 1986 gegen Li-

byen führte, nur viel umfangreicher, gegen Kraftwerke, Kasernen, Zuckermöhlen. Wir begannen schon, Befehlszentren unter die Erde zu verlegen. Derweil übersahen wir die wahre Gefahr – den Verfall in Polen, der DDR, der Sowjetunion.“

Den Zerfall aber meint das Regime unter Kontrolle zu haben. Einen Aufruhr wie am 5. August 1994, als Demonstranten und Plünderer in Havanna marodierten und erst ein persönlicher Auftritt Fidels die Lage entschärfte, darf es nie wieder geben. Diskret wachen Schützenpanzer überall, wo Zusammenrottungen möglich sind. Die großen Mai-Paraden sind abgeschafft, „aus Kostengründen“.

Doch die Gewaltexplosion jenes 5. August hatte Castro auch bewegt, wieder freie Lebensmittelmärkte zuzulassen, wo die Bauern ihre Schweine und ihr Gemüse teuer verkaufen können. „Seither passiert es kaum noch, daß Radfahrer auf der Straße zu Boden stürzen, schwindlig vor Hunger“, erzählt ein Diplomat, „und Kinder bekommen zum Frühstück nicht mehr nur warmes Zuckerwasser, sondern wieder Milch.“

Eine gewisse Liberalisierung, die mit der wirtschaftlichen Öffnung einherging, ist jedoch beendet; die winzige Schar der Bürgerrechtler sieht sich erneut als „fünfte Kolonne der Exil-Mafia“ verfolgt. Wie so oft in Kubas Geschichte, bestimmt die Auseinandersetzung mit den USA wieder entscheidend die innere Entwicklung.

Provokationsflüge fanatischer Castro-Gegner in Miami, die Bill Clinton im Wahljahr nicht zu zügeln wagte, verleiteten Kubas Luftwaffe im Februar zur längst angedrohten Reaktion: Der Abschub zweier amerikanischer Cessnas durch Castros Migs bewog dann den Wahlkämpfer Clinton, die vom US-Kongreß betriebene Verschärfung des Embargos gegen Kuba hinzunehmen.

Ein Sieg Clintons und der Demokraten bei der Novemberwahl vorausgesetzt, könnte der Konflikt mit Washington frühestens 1997 entschärft werden. „Erst wenn die Amerikaner aufhören, die kapitalistischen Ansätze in Kuba zu sabotieren, wird Castro seinen eigenen Reformen trauen“, gibt ein kanadischer Geschäftsmann in Havanna zu bedenken. Einen Rückfall in die totale Planwirtschaft hält aber niemand für möglich. Und selbst US-Diplomaten würden einen mählichen Abgang Castros einem Sturz mit blutigen Folgen vorziehen.

Doch Fidel nennt sich einen „Sklassen der Macht“: Das Herrschaftssystem, das er sich schuf, sieht keine Alternative zu ihm vor. Wer ihn ohne Gewalt aus seiner Sklaverei erlösen will, muß sich auf seine Spiele einlassen.

Es wäre ja nicht das erstemal in diesem Jahrhundert, daß ein Diktator in der Schlußphase seiner Herrschaft die Umkämpfung des Systems duldet, dem er seine Macht verdankt.

Sogar ein Land Westeuropas hat noch vor ein paar Jahrzehnten erlebt, wie eine ökonomische Öffnung auch die autoritäre Machtstruktur untergraben und die Voraussetzungen für ihre Abschaffung hervorbringen kann. Ein früherer Kumpan Hitlers und Mussolinis hat in den sechziger Jahren seinen Technokraten die wirtschaftliche Liberalisierung zugestehen müssen – ohne die gesellschaftlichen Umwälzungen und politischen Konsequenzen zu wollen, die sich daraus ergeben würden.

Jener Diktator, der sich bis zum Tod an die Macht klammerte und doch gegen seinen Willen eine Gesellschaft auf dem Weg zur Demokratie hinterließ, war der Generalissimus Francisco Franco. Er stammte, wie Fidel Castros Vater, aus dem spanischen Galicien. □



Fleischverkauf auf dem freien Markt: „Das Schlimmste haben wir hinter uns“